

I

Schnee stob gegen die Scheibe. Das kalte Licht des Vollmonds brachte die Kristalle auf dem weiß bedeckten Fensterbrett zum Glitzern. Emmerich Pöchmüller sah auf die Uhr, es waren die toten Stunden, die nach dem Zifferblatt einem neuen Tag zugerechnet wurden, gefühlt aber keinem gehörten. Jene Stunden, in denen man den Glauben an ein Morgen verlieren konnte.

Die Menschen in Altaussee mochten den sympathischen Mann, der vor dreiundvierzig Jahren in Linz geboren worden war. Er hatte in Wien studiert und als Doktor der Chemie in Halle an der Saale am Kohleforschungsinstitut gearbeitet. Vor drei Jahren wurde Emmerich Pöchmüller zum Direktor der Saline in Altaussee berufen. Egal ob Grubenjunge oder „G’studierter“, Pöchmüller bemühte sich, alle Mitarbeiter fair und auf Augenhöhe zu behandeln. Doch der immer gravierendere Mangel an Arbeitskräften, Material und Nahrung infolge des langen Krieges hatte seine Haare früh ergrauen lassen. Trotzdem hatte den hageren, groß gewachsenen Pöchmüller nichts aus der Ruhe bringen können – bis ihn jener Brief aus Linz erreicht hatte, der ihm nun seit drei Tagen den Schlaf raubte. Der Absender: Reichsgau Oberdonau, die Kanzlei von Gauleiter August Eigruber. Wenige Sätze standen auf dem Blatt, das mit 19. März 1945 datiert war: Die gesamte Saline sei zu sprengen. Binnen vierzehn Tagen. Sollten Pöchmüller und die Kumpel dem Befehl nicht Folge leisten, drohte der Gauleiter mit einer Verurteilung wegen Sabotage. Der schriftliche Befehl bedeutete also: Sprengung oder Exekution.

Wie sollte Pöchmüller damit umgehen? Wie lange würde dieser verdammte Krieg noch dauern?

Gerüchte machten die Runde, Pöchmüller hatte Radio gehört und Informationen von Freunden erhalten – ein dramatisches Bild ergab sich: Berlin wurde pausenlos von Alliierten bombar-

diert. Sowjetische Truppen marschierten gerade in Wien ein. Amerikaner, Briten und Franzosen sollen bereits den Großteil des Deutschen Reichs erobert haben und die 44. US-Infanteriedivision bewegte sich angeblich auf Tirol zu.

Immer deutlicher wurde Pöchmüller klar: Es konnte sich nur mehr um Wochen, vielleicht sogar Tage handeln, bis das Dritte Reich kapitulieren müsste.

Umso rascher benötigte er eine Strategie, wie er Eigrubers Befehl, die Saline zu sprengen, noch abwenden könnte. Es ging jetzt nicht mehr um ihn, es ging um die Bergleute, seine Bergleute: Seit über siebenhundert Jahren lebten die Menschen in Altaussee vom Salz und ernährten davon ihre Familien. Generationen von Knappen hatten unter Lebensgefahr Stollen angelegt, insgesamt über fünfundvierzig Kilometer. Viele hatten unter Tag den Tod gefunden. Erst hatten die Knappen das Salz händisch aus dem Felsen geschlagen, dann herausgeschwemmt. Die Saline versorgte den Großteil Österreichs mit dem wichtigsten Gewürz der Menschheit. So begehrt und wertvoll, dass sogar Soldaten in manchen Epochen ihr „Salär“ in Salzrationen erhalten hatten, weil sie ihre Lebensmittel damit haltbar machen und so über die Winter kommen konnten.

Trotz des Krieges arbeiteten nun noch immer über hundert Kumpel in der Saline. Die ganze Region verdankte Aufstieg und Wohlstand dem weißen Gold, nicht umsonst hieß sie *Salzkammergut* – und jetzt sollte dieses Salz nicht mehr gut sein und die Kammern gesprengt werden?

Als Pöchmüller den Befehl des Gauleiters gelesen hatte, hoffte er auf einen Irrtum. Er rief in Linz an, der Sekretär des Gauleiters aber bestätigte den Befehl, schlimmer noch: Pöchmüller sollte mit jenem Sprengmaterial, das für den Salzabbau bestimmt war, alle Hauptschächte durch Explosionen zum Einsturz bringen.

Absurd!

Pöchmüller hatte fast das gesamte Munitionsdepot der Wehrmacht übergeben müssen. Vor allem aber: Wie sollte er seine Bergarbeiter dazu motivieren, die eigene Saline in die Luft zu jagen?

Einige Male schon war Pöchmüller mit dem Gauleiter in Konflikt geraten: Denn er musste immer mehr gesunde und junge Knappen an die Wehrmacht abtreten. Doch mit den Alten und Kriegsverletzten war es kaum noch möglich, den Salzabbau aufrechtzuerhalten. Vor eineinhalb Jahren hatte er zusätzlich den Befehl erhalten, sämtliche Kunstwerke aus dem Reich in der Saline einzulagern – was Pöchmüller nicht begeistert hatte: Wie sollte er mit den wenigen und kaum belastbaren Leuten auch noch die schweren Gemälde, die Plastiken und das wertvolle Mobiliar in die Stollen bringen? Wer sollte die Regale für die Ölbilder bauen? Wer sie katalogisieren?

Zwar teilte ihm Eigruber einen Restaurator aus Wien zu, aber Dr. Herbert Seiberl war in seiner wienerisch gemütlichen Art mit den Tausenden Bildern aus Dresden, Berlin, Paris, aus den bayrischen Staatsgemäldesammlungen, aus Klöstern und aus den Lagern von Neuschwanstein völlig überfordert. Und täglich trafen neue ein.

Trotzdem hatte Pöchmüller in den letzten Monaten sogar hin und wieder an manchen Bildern Gefallen gefunden. Besonders, wenn sie ihm von Restaurator Seiberl in seiner dezent-liebevollen Weise erklärt wurden. Seiberl hatte immer wieder auf Pöchmüller eingeredet und irgendwann hatte er es geschafft: Der Techniker verschloss sich den Kunstwerken nicht mehr. Der charmante Seiberl versuchte Pöchmüller nämlich davon zu überzeugen, dass hinter jedem Bild ein Stück Leben lauerte. Eine Geschichte. Ein Schicksal. Egal, ob es ein tobendes Meer mit Ozeandampfer, einen hingegossenen Frauenakt mit Perlen auf blasser Haut, stille Waldszenen oder Harlekine zeigte.

Pöchmüller kamen die vielen Kontrollgänge unter Tag in den Sinn – ausgedehnte Reisen in vergangene Welten auf den Spuren von Rembrandt, Rubens und Leonardo da Vinci. Konnte er einige Werke bisher nur von Abbildungen in Büchern, so konnte er sie im Stollen in die Hand nehmen und betrachten.

Als umso widersinniger empfand er nun Eigrubers Befehl. Er konnte nicht glauben, eine Sprengung wäre in Hitlers Sinn, denn

er wusste von Restaurator Seiberl: Es war Hitlers Ziel, nach dem Krieg in Linz seine Führersammlung zu präsentieren. Dafür hatte er seit seiner Machtübernahme mit Akribie in ganz Europa Kunstwerke erworben. Sogar einen Kunstfonds gründete er, finanziert aus dem Verkauf einer Briefmarke mit seinem Porträt. Hitlers Agenten durften zunächst für die Gemälde Höchstpreise bezahlen, bald jedoch überstiegen die Preise selbst die finanziellen Möglichkeiten des Reichskanzlers und er ließ die Bilder von jüdischen Sammlern abpressen oder beschlagnahmen. In den besetzten Gebieten plünderte Hitler Museen, Kirchen und jüdische Villen und verfrachtete die Gemälde und Skulpturen „nach Hause“.

Auch Kunstgut, das in deutschen und österreichischen Stiften, Burgen und Museen vor alliierten Bomben nicht mehr sicher schien, wurde seither eilig in das Altausseer Salzbergwerk gekarrt, das zum „zentralen Bergungsort der Sammlungen des Führers“ erklärt wurde. Mit dieser umfangreichen Sammlung wollte sich Hitler in Linz mit einem eigenen Museumsbau verewigen. Jener Mann, der in jungen Jahren die Aufnahmeprüfung an der Malerschule der Wiener Kunstakademie nicht bestanden hatte. Vielleicht versuchte er sich auf diese Weise zu revanchieren, denn gesammelt wurde ausschließlich nach seinen Vorgaben.

Und nun sollte diese sorgsam aufgebaute Sammlung von europäischen Kunstschätzen, dieses historische Gedächtnis aus mehreren Jahrhunderten, in die Luft gejagt werden? Pöchmüller verstand die Welt nicht mehr. Wie konnte er Gauleiter Eigruber von dieser Wahnsinnstat abhalten? Bitten, argumentieren, protestieren? Wie sollte er vorgehen? Mit Raffinesse, Tollkühnheit oder Geduld? Mit einem ausgeklügelten Plan, über die Bande oder direkt und ehrlich?

Welchen Schritt er auch setzte, er begab sich auf vermintes Terrain, denn er musste davon ausgehen, dass auch der Gauleiter über die desaströse Situation des Reiches Bescheid wusste – und entsprechend nervös reagieren würde. Pöchmüller hatte erfahren, wie Eigruber in den letzten Wochen immer brutaler geworden

war und reihenweise vermeintliche Saboteure hatte aufhängen lassen.

Verzweifelt grübelte der Direktor, bis das zarte Blau des Morgens ans Fenster klopfte. Um sich etwas zu beruhigen, griff Pöchmüller schließlich in die Kommode neben seinem Schreibtisch. Er holte eine Flasche Selbstgebrannten hervor und ließ die Marillenaromen auf seiner Zunge tanzen.

2

Ein eisiger Wind wehte Anna ins Gesicht. Die hellgrünen Wollhandschuhe, die ihr Jacob geschenkt hatte, waren nicht für die Alpen gemacht.

Ihre langgliedrige Gestalt bewegte sich sanft und wiegend, ihre grünen Augen und die hohen Backenknochen gaben ihr etwas Graziles, doch die Kriegsjahre hatten sie ausgezehrt, die Lebensmittelmengen waren spärlicher geworden, die Rationen kalorienärmer. Das strahlende, pausbäckige Mädchen hatte sich in eine schmale Frau mit tiefen Schatten unter den Augen verwandelt. Seit fünf Uhr früh war sie auf den Beinen, sie hustete, ihre Erkältung wollte und wollte nicht besser werden. Trotzdem zwang sie sich weiterzugehen.

Sie hatte ihren Schal um den Kopf geschlungen, um ihr weizenblondes Haar zu verstecken – zu oft war es Grund für Ärger gewesen. Trotz der augenscheinlichen Ruhe war es besser, nichts zu riskieren.

Immerzu musste sie an Jacob denken: Selbst in den dunkelsten Momenten brachte er sie mit einer Bemerkung zum Lachen, seine Berührungen ließen sie alles vergessen.

Plötzlich heulten Sirenen auf – Fliegeralarm!

Anna spürte einen Krampf zwischen den Schulterblättern, der Schmerz breitete sich über den Rücken aus und erreichte ihren Kopf.

„Eins-zwei-eins-zwei-eins-zwei“, Anna zählte die Schritte, um durchzuhalten. Sie hatte die Methode von Jacob gelernt, setzte einen Fuß vor den anderen – da erst fiel ihr auf: Sie stand allein auf der Straße, nahezu alle Passanten hatten sich in den Wald geflüchtet, in den Straßengraben geduckt oder auf den Boden geworfen. Das Scheppern von Motoren kam näher, wurde laut. Anna spürte den Boden vibrieren.

„Eins-zwei-eins-zwei.“

Panisch drehte sie sich um: Die Maschine raste direkt auf sie zu. Ein metallenes Ungetüm. Ein schwarzer Drache. Um kurz darauf abzudrehen, an Höhe zu gewinnen und als Punkt am Horizont zu verschwinden. Keine Bomben. Keine Toten. Keine Verletzten. War es nur ein Aufklärer? Würde gleich ein Angriff folgen?

Die Menschen richteten sich auf, kletterten zurück auf die Straße. Unvermittelt redeten alle durcheinander, manche erleichtert, andere hatten den Schrecken noch in den Augen.

„Eins-zwei-eins-zwei.“

Sie hustete und wickelte ihren von Motten angefressenen Schal fester um Hals und Wangen, ihr Körper fühlte sich müde und erschöpft an, seit über zwei Wochen war sie nun unterwegs. Erst mit dem Bus, dann mit der Eisenbahn, bis das Signal auf Halt stand, weil die Gleise von Fliegerbomben zerstört worden waren. Sie durfte keine Zeit verlieren, musste so schnell wie möglich das Bergwerk in Altaussee erreichen. Viel stand auf dem Spiel. Ihr Vorgesetzter, Dr. von Hummel aus Dresden, hielt große Stücke auf sie, er hatte ihr diese Mission anvertraut. Anna wollte von Hummel nicht enttäuschen und ging zu Fuß weiter.

Ein Lastwagen nahm sie mit, schließlich fand sie in Linz die Postbusstation. Obwohl der Bus nach Bad Aussee bereits die Türen geschlossen hatte und abfuhr, gab sie nicht auf. Sie rannte hinterher, winkte und lächelte dem Fahrer zu, bis er noch einmal anhalt und sie mitnahm. Dem alten Postler mit den weißen Koteletten machte es Spaß, der *deutschen Dame* die Ausläufer des Dachsteins, das Tote Gebirge und die Entstehung des Pötschenpasses zu erläutern. Er war im Ausseerland zu Hause und meinte: Nirgendwo sonst auf der Welt dränge sich so viel Natur auf engem Raum: Seen, Wiesen, Berge, Gletscher. Seit hundert Jahren reise die Wiener Hautevolee auf Sommerfrische hierher, weil es im Ausseerland am schönsten sei und es sogar schon vor dem Ersten Weltkrieg sechzehn Tennisplätze gegeben hätte.

Anna musste über den Stolz des Mannes schmunzeln, er trug mit einer Leidenschaft vor, die ihr gefiel. Nach einer gefährlichen

Fahrt durch vereiste, enge Kurven tat sich eine grau schimmernde Quecksilberlacke auf: der Altausseer See, gesäumt von dunklen Holzhäusern und kleinen Villen, eingerahmt vom steilen Loser mit seinem markanten, kastellartigen Gipfel, dem Sandling und dem Dachsteingletscher.

Obgleich Anna erst achtundzwanzig Jahre alt war, tat ihr das Kreuz weh, vielleicht von der Fahrt über die vielen Schlaglöcher in dem schlecht gefederten Bus. Bad Aussee war die Endstation. Ein paar Kilometer entfernt lag der kleine Ort Altaussee, das Ziel ihrer Reise, im entlegensten Teil der Steiermark. Während einer Teepause hatte ihr der Postler flüsternd eingeschärft, nur die Bezeichnung „Oberdonau“ zu verwenden, niemals „Steiermark“. Der Nazis wegen. Und davon gäbe es viele in der Gegend.

Anna hatte in der ersten Reihe hinter dem Fahrer Platz genommen. Neben ihr saß zum Gang hin ein Soldat mit Krücke, er hatte Abschürfungen im Gesicht, war unrasiert und starrte immerzu in den Rückspiegel. Die ganze Fahrt über hatte er kein Wort gesprochen, nur der Busfahrer hatte sich ab und zu an Anna gewandt. Sie mochte seinen Ausseer Dialekt, während Anna ob ihres leichten Berliner Akzents komisch angesehen wurde und sich fremd fühlte.

Als der Bus unter lautem Getöse an der Endstation anhielt, bemerkte Anna durch das verdreckte Fenster eine junge Frau im Festagsdirndl. Statt eines Mantels trug sie nur ein dickes, grünes Stricktuch um Schultern und Kopf gewickelt. Der Fahrer öffnete die Bustür, die junge Frau schob ihr Tuch zurück, ein jugendliches Gesicht kam zum Vorschein. Das Dirndl war weit ausgeschnitten und betonte ihr üppiges Dekolleté. Sie wirkte aufgeregt und drängte sich in den Bus, noch bevor die Fahrgäste aussteigen konnten.

Der Soldat neben Anna bewegte sich nicht – und ließ auch Anna nicht vorbei.

„Entschuldigung, darf ich?“, versuchte sie sich an ihm vorbeizudrängen.

Keine Antwort, keine Reaktion.

Stattdessen beugte sich die junge Frau zu dem Soldaten und umarmte ihn: „Franzl ... Ich freu mich so ... Endlich!“

Das Dirndl küsste ihn ab, der Soldat ließ es über sich ergehen, zeigte keine Regung, fixierte noch immer den Rückspiegel, als könnte von hinten jederzeit Gefahr drohen.

Ungeduldig zog sie ihn hoch: „Komm Franzl, jetzt machen wir's uns schön!“

Er antwortete nicht. Zunehmend irritiert von seiner Teilnahmslosigkeit kitzelte ihn die junge Frau. Da flog ein zartes Lächeln über sein Gesicht – und verschwand wieder. Plötzlich aber schaute der Soldat seiner Liebsten in die Augen. Fragend und leer. Sie erschrak. Als hätte etwas von seinem Grau auf sie abgefärbt, senkte sie ihre Stimme. Nun nahm die Frau auch Anna wahr, es war ihr peinlich. Sofort hakte sie ihren Soldaten unter und schob ihn aus dem Bus.

Endlich konnte Anna mit ihrem Rucksack aussteigen. Sie sah dem Pärchen nach und fragte sich: Wäre es besser, einen traumatisierten Mann oder nur einen Brief mit „Im Feld gefallen“ zurückzubekommen?

Sie sehnte sich nach Jacobs warmem Lächeln, kämpfte gegen eine Träne. Und verlor.

Die Menschen, die Anna auf der holprigen, von Granaten- und Schlaglöchern durchbrochenen Straße entgegenkamen, hatten die Gesichter bis zu den Nasen in Mänteln und Jacken vergraben. Verzweifelte Mütter hielten nervöse Kinder im Arm, verletzte Soldaten mit Krücken und schmutzigen Verbänden humpelten hinter gut gekleideten Bonzen mit schweren Koffern her. Einige Männer trugen wadenlange, schwarze Wollmäntel mit SS-Insignien, andere zweireihig geknöpfte Ledermäntel. Und alle hatten es eilig, vor den näher rückenden Alliierten zu flüchten. Eine Mitfaherin hatte Anna beim zweiten Zwischenstopp unter vorgehaltener Hand zugerannt, dass hohe Nazifunktionäre und Mitglieder der Rüstungsindustrie in den Villen und Schlössern im Ausseerland in den letzten Monaten Quartier bezogen hätten. Viele seien mit Kriegskassen und Wertgegenständen unterwegs,

weil sie hofften, sich in der bergigen Region verschanzen zu können. Das Gerücht einer *Alpenfestung* machte die Runde, angeblich die letzte Bastion gegen die Alliierten.

Doch Anna konnte nirgendwo Befestigungsanlagen sichten, auch keine größeren Truppen der Wehrmacht hatte sie auf ihrer Fahrt bemerkt.

Viele Menschen bewegten sich von Bad Aussee auf Altaussee zu, kaum einer sprach. Nur die Geräusche schwerer Schuhe auf Schneematsch, die quietschenden Holzräder der Leiterwagen und das Weinen eines Kindes begleiteten Anna auf ihrem Weg.

Sie kannte die Region nicht, ihr einziger Kontakt mit der Gegend beschränkte sich auf eine ehemalige Brieffreundin im Salzkammergut. Vor fünf Jahren. Auch Kunststudentin. Sie hatte Anna Fotos gesandt: idyllische Bilder von den Alpen, vom Toten Gebirge, vom Dachstein und einigen Seen. Hatte sie diese Briefe wirklich erst vor ein paar Jahren erhalten?

So viel war geschehen, es kam ihr wie ein ganzes Leben vor. Jahre voller Unruhe, Angst und Schmerz. Neuerlich kam ihr Jacob in den Sinn, seine weichen Hände, seine leise Art zu sprechen, sein trockener Humor. An einer Abzweigung lag am Boden ein verrostetes Straßenschild: „Zur Saline“. Nase, Finger, Zehen, sie spürte die Kälte wieder und atmete flach durch den Schal. Ich muss weiter, befahl sie sich.

„Eins-zwei-eins-zwei.“

Doch sie wurde langsamer, ihr Rücken tat weh, irgendetwas drückte sie nieder. Sie fühlte ihren Fuß nicht mehr, der Rucksack rutschte ihr von den Schultern und fiel in den braunen Matsch. Mühsam versuchte sie sich aufzurichten, sie hatte keine Kraft und strauchelte. Den Aufprall auf den Boden spürte sie nicht, die Umgebung war plötzlich verschwommen, bizarr, hell – bis ein schriller Ton ihren Kopf zum Dröhnen brachte. Und verstummte.

3

„Gestatten, Dr. Emmerich Pöchmüller, Generaldirektor der Alpenländischen Salinen.“ Er legte seine Visitenkarte vor. „Ich bitte um ein Gespräch mit Gauleiter Eigruber. Es ist dringend.“

Der Portier sah ihn abschätzend an: „Heil Hitler!“

„Heil Hitler“, holte Pöchmüller rasch nach.

„Warten Sie hier.“ Der Portier wies Pöchmüller einen Sitzplatz auf einer kleinen Bank zu und schickte einen Laufburschen mit einem kleinen Zettel nach oben. Zwei SS-Offiziere standen am Gang und hielten Wache.

Pöchmüller hatte beschlossen, einen der wenigen Kanister Diesel, die er noch als eiserne Reserve hatte, in den Tank seines alten Mercedes zu schütten und nach Linz zu fahren. Er wollte persönlich den Gauleiter davon überzeugen, von einer Sprengung der Saline abzurücken, und nahm sich vor, *technisch* zu argumentieren.

Bis er zu Eigruber vorgelassen wurde, musste sich Pöchmüller zweimal ausweisen und wurde von SS-Soldaten einer Leibesvisitation unterzogen. Pöchmüller glaubte, Nervosität und Angst bei den sonst so selbstsicher auftretenden SSlern zu erkennen.

Schließlich wurde er gebeten, sein Anliegen kurz und präzise vorzutragen, der Gauleiter habe wenig Zeit.

Eigruber residierte in einem großen Saal. Schwerer Schreibtisch. Zwei tiefe Besucherstühle. Der schlanke, kaum vierzigjährige Mann von großer Statur, mit rötlichen Haaren und dem feinen Oberlippenbärtchen, bot Pöchmüller keinen Besucherstuhl an, ließ ihn stehen.

„Es tut mir leid, ich habe so gut wie kein Sprengmaterial. Und meine alten Bergleute haben kaum Erfahrung, ein solch großes Manöver durchzuführen“, argumentierte Pöchmüller vorsichtig.

„Können wir alles lösen“, gab sich Eigruber verständnisvoll.

„Mit Verlaub, ich werd' auch größte Schwierigkeiten haben, die Knappen zu motivieren, ihr eigenes Bergwerk in die Luft zu jagen.“

Pöchmüller entdeckte ein Stirnrunzeln, erwartete einen Wutanfall oder eine Strafandrohung. Der Widerwille eines Untergebenen, einen Befehl auszuführen, war für den ehrgeizigen Eigruber noch nie ein stichhaltiges Argument gewesen, im Gegenteil. Ein Fingerzeig von Eigruber genügte und Pöchmüller könnte als vermeintlicher Saboteur am Strick baumeln. Dieser Mann hatte keine Skrupel, das war bekannt.

Unerträgliche Sekunden des Schweigens vergingen.

Dann nickte Eigruber. Er stand auf und bedeutete Pöchmüller zu gehen: „Vielen Dank für die Hinweise. Vielleicht haben Sie recht, vielleicht sollten wir die Saline als riesigen Tresor nützen. Vor allem für meinen Reichsgau. Und besser bewachen lassen.“ Freundschaftlich klopfte der Gauleiter Pöchmüller auf die Schulter: „Ich kümmer mich drum!“

„Danke, Herr Gauleiter!“

„Und Pöchmüller, machen Sie sich nicht so viel Sorgen, ich hab fünf Kinder und eine Villa in Aussee. Ich will, dass es uns allen gut geht – auch später. Heil Hitler.“

„Heil Hitler“, erwiderte Pöchmüller und wurde unsicher, als er das Büro verließ: Warum hatte Eigruber seine Meinung geändert? Ohne lange Diskussion? Vielleicht aber hatte der Gauleiter jetzt einfach andere Probleme, die Russen marschierten in Wien ein, nur knapp 200 Kilometer von Linz entfernt. Entscheidend war doch: Eigruber hatte versprochen, sich um Altaussee zu *kümmern*. Und normalerweise hielt er seine Versprechen, das war allgemein bekannt. *Kümmern*, überlegte Pöchmüller, was bedeutet das?

Dieses Gespräch war nun über eine Woche her und Pöchmüller hatte nichts mehr vom Gauleiter gehört. Kein durch Eigrubers Wachsoldaten übermittelter Befehl, keine Post, kein Anruf.

4

Als Anna die Augen aufschlug und sich aufrichtete, hörte sie ein tiefes Brummen. Ein schwarzer Wagen mit einem Soldaten am Steuer rollte auf sie zu, hielt knapp vor ihr. Erst jetzt registrierte Anna: Sie lag nahe der Abzweigung zur Saline am Straßenrand. Jemand hatte sie aus dem Matsch auf ein Stück Rinde gezogen und liegen gelassen.

Eine junge Frau stieg aus der schweren Karosse und hockte sich zu ihr. Anna sah in ein feines, ebenmäßiges Gesicht mit einem zarten Lächeln, eingerahmt von brünetten, hochgesteckten Haaren. Die kaum fünfundzwanzigjährige Frau erinnerte Anna an das Bildnis einer Madonna.

„Wie lange liegen Sie denn schon hier?“, fragte die Madonna im edlen, braunen Kamelhaarmantel.

Anna zuckte die Schultern.

Voller Mitgefühl griff die Madonna nach Annas Hand und half ihr auf. Für einen Moment hoffte Anna, der liebe Gott hätte die Frau mit dem schwarzen Wagen gesandt, um sie zur Saline hochzufahren. Dann bräuchte sie nicht durch den Schneematsch auf den Berg zu marschieren. Schnell rief sie sich in die Realität zurück, sie dachte an Dr. von Hummel, musste weiter, im Bergwerk wartete ihre Aufgabe.

„Geht schon, danke ... War nur mein Kreislauf ... Passiert öfter.“

„Ich bin Gisela ... Gisela von Westarp“, sagte die Madonna. Neben ihr tuckerte der noble Wagen mit einem kaum achtzehnjährigen Soldaten am Lenkrad. Die hintere Wagentür stand offen und Anna bemerkte zwei kleine Kinder, die auf dem Rücksitz herumtollten.

„Eigentlich wollte ich Sie fragen, wie ich nach Bad Aussee komme“, meinte Gisela und sah sich suchend um, „wir haben uns nämlich verfahren. Wo wollen Sie denn hin?“

„Zur Saline.“ Umständlich griff Anna nach ihrem Rucksack, holte eine Dose heraus und schraubte sie auf: darin geröstete Kaffeebohnen.

„Das Einzige, was meinem schwachen Kreislauf hilft, ist Koffein.“ Rasch begann sie zwei Bohnen zu kauen. „Aber ich komm kaum noch an das Zeug!“

„Hab auch seit zwei Wochen keinen Kaffee mehr getrunken“, antwortete Gisela, „furchtbar, nichts mehr zu bekommen. Nirgendwo.“

Ihr niedriger Blutdruck machte Anna Schwierigkeiten. „Damit werden Sie hundert Jahre“, hatte ihr der Arzt vor etwa einem Jahr ermutigend diagnostiziert. Doch die Schwindelanfälle, Kopfschmerzen und zeitweise eine bleierne Niedergeschlagenheit machten ihr zu schaffen. Der Arzt hatte ihr ein Medikament gegeben, doch sie hatte die bittere, braune Flüssigkeit längst aufgebraucht. Und ihr war aufgefallen: Wenn sie zu wenig schlief und kaum Obst und Gemüse aß, wurde es schlimmer. Seit Tagen hatte sie nichts Frisches mehr ergattert, nicht mal einen verschrumpelten Apfel.

Anna hielt der fremden Frau die Dose mit den Bohnen hin: „Wollen Sie auch eine?“

„Sie brauchen es nötiger, vielen Dank.“

„Wann hört dieser Wahnsinn endlich auf?“, entfuhr es Anna verzweifelt.

„Das ist das Ende“, flüsterte Gisela und blickte sich unsicher um, ob ihr Fahrer wohl nicht mithörte, „die Frage ist bloß, ob wir’s überleben. Wir kommen gerade aus Berlin. Alles in Schutt und Asche.“ Die junge Mutter sah zum Himmel, dann zu ihren Kindern und sagte etwas lauter: „Zweimal waren uns die Russen schon auf den Fersen. Dieses rote Pack!“ Ihre Augen wurden feucht, rasch wischte sie sich die Tränen mit dem Handrücken ab und raunte mit brüchiger Stimme: „Wir müssen nur ganz fest dran glauben, dann schaffen wir’s, dann kommen wir durch!“

Gisela ließ sich vom Fahrer eine Wasserflasche geben und reichte sie Anna. „Sie brauchen jetzt Flüssigkeit. Soll ich Sie zur Saline hochfahren?“

Wer ist diese Frau, fragte sich Anna und stellte sich vor, wie angenehm es jetzt sein würde, in der warmen Limousine den Berg hochfahren zu werden. Bevor sie noch nicken konnte, schrie eines der Kinder auf und brüllte wie am Spieß.

Nervös sah Gisela zum Wagen: „Entschuldigen Sie, mein Kleiner hat Fieber. Ich muss dringend in Bad Aussee einen Arzt finden.“

„Sie fahren am besten immer geradeaus, nicht abbiegen, ich komm da grad her“, sagte Anna schnell und Gisela erzählte, sie würde hoffen, im Ort für sich und ihre Zwillinge ein Zimmer zu finden. Die Madonna überließ Anna die Wasserflasche und kümmerte sich um ihren kranken Jungen.

Während die junge Mutter aus dem abfahrenden Wagen winkte, nahm Anna die Bergstraße zur Saline. Sie fragte sich, wer diese teuer gekleidete Frau aus Berlin mit ihrem blutjungen Soldaten am Steuer denn wohl gewesen sein könnte. Anna hatte schon lange keine Frau mehr getroffen, die so gesund und wohlgenährt aussah.

5

„Eins-zwei-eins-zwei ...“

Sie stapfte bergauf, der Saline entgegen. Die schmale Straße führte durch einen dichten Wald, Anna kaute an ihren Kaffeebohnen, fühlte sich ein wenig besser, doch die Dose war fast leer. Wo sollte sie neue Bohnen herbekommen? Einzig Zichorienkaffee wurde ihr in den letzten Wochen noch unter der Hand angeboten, aber ohne Koffein blieb die aufputschende Wirkung natürlich aus.

Der Wind hatte nachgelassen, sie lockerte ihren Schal und begann den Geräuschen des Waldes zu vertrauen. Keine Menschenseele weit und breit. Zwischen dem Schnee bemerkte sie kleine Flecken mit feuchtem, weichem Waldboden. Die Luft roch nach dem Harz der Föhrenzapfen, unter einer Lärche entdeckte sie neben einem großen Eisblock die ersten Schneeglöckchen. Tapfer streckten sie die grünweißen Blütenschirmchen in die Sonne. Anna stieg auf der schlecht befestigten Straße über ein Rinnsal, bewegte ihre Wange in die Sonne. Die unerwartete Wärme fühlte sich wie Balsam an. *Frühling*, dachte sie, Frühling wie früher, Frühling ohne Angst. Der Hauch eines Lächelns huschte über ihr Gesicht – bis ein Knall die Stille durchbrach.

Anna vermutete Schüsse, doch es war ein Konvoi der Wehrmacht, der hinter ihr den Berg hinaufkroch. Der Motor eines Lastwagens schoss und ruckelte, Anna tippte auf einen Holzvergaser, auch wegen des schwarzen Rußes, der sich hinter dem Laster in dunklen Wölkchen verteilte. An der Spitze fuhr ein grüner VW-Kübelwagen. Rasch drehte sie sich weg, verhüllte mit ihrem schäbigen Tuch ihren Kopf – zu spät, der Wagen bremste und schob zurück. Sie senkte den Blick.

„Heil Hitler“, hörte sie eine freundliche Stimme. Der Mann lächelte ihr vom hinteren Sitz zu, hatte schütteres Haar und ein zartes Oberlippenbärtchen.

Anna musste mehrere Male husten und vermied auf diese Weise die Erwiderung des Hitlergrußes – was der Mann im Wagen sehr wohl merkte: „Oh, die Dame hat keine Stimme, verkühlt? Schlimm?“

Nickend wollte Anna weiter, doch ein Soldat öffnete die Beifahrertür, schritt auf Anna zu und stellte sich ihr in den Weg: „Ich bin Adjutant Gauinspektor Glinz, Ihre Papiere bitte!“

Sie zögerte: „Gibt’s einen Grund, hab ich was verbrochen?“

Der Adjutant deutete zu dem Mann auf der hinteren Sitzbank: „Gauleiter und Reichsverteidigungskommissar Eigruber möchte gerne Ihre Papiere sehen. Es ist besser, wenn Sie seiner Bitte nachkommen!“

Wortlos zog Anna ein Kuvert aus der vorderen Rucksacktasche und drückte es dem Adjutanten in die Hand, der es Eigruber weiterreichte.

Der Gauleiter überflog die Zeilen und schüttelte amüsiert den Kopf: „Ist ja lustig! Als ob wir nichts anderes zu tun hätten.“

Eigruber musterte Anna, las weiter und knurrte: „Soso, Hitlers Kunstbeauftragter Dr. von Hummel schickt Sie ... Und warum soll gerade eine Frau die Kunstschätze im Bergwerk sichern?“

Statt einer Antwort hustete Anna neuerlich.

Der Gauleiter stieg aus dem Wagen und kam auf Anna zu: „Sagen Sie mal, Respekt! Wie haben Sie das denn überhaupt geschafft ... von Dresden nach Aussee? So blass, wie Sie aussehen?“

Ihr Schal rutschte vom Kopf, sein Blick fiel auf ihr langes, blondes Haar.

„Bin seit zehn Tagen unterwegs ... war ziemlich anstrengend.“

Plötzlich lächelte Eigruber, hielt Anna mit einer dezenten Verbeugung die Wagentüre auf und bedeutete ihr, Platz zu nehmen. Ungerührt blieb sie stehen.

„Na, steig’n S’ schon ein, Gnädigste, dann mach ich Ihna wenigstens jetzt ein Taxi“, sagte er lächelnd.

Gnädigste. Diese mit dünnem Charme getarnte Frotzelei schien ihm zu gefallen. Anna ließ sich ihre Angst nicht anmerken, bewegte sich nicht, der Wind wehte ihr ins Gesicht.

„Oder wolln S' z'Fuaß am Sandling? Hochhatschen durch den Matsch? Der eisige Wind ist gar nicht gut für Ihre Gesundheit, meine Frau ist auch dauernd krank, weil dieser verdammte Frühling nicht und nicht kommt.“ Er sah zum Adjutanten. „Und weil sie sich immer ansteckt. Von den Kindern.“

„Wie viele haben Sie denn?“, fragte Anna überrascht, Kinder hätte sie ihm nicht zugetraut.

„Fünf.“ Ein zartes, fürsorgliches Lächeln huschte über sein Gesicht. „Fünf kleine, süße Pimpfe.“

Steil, eisiger Wind und *Schneematsch* waren Argumente, denen sich Anna nicht verschließen konnte.

Viel mehr aber beunruhigte sie – irgendetwas an diesem Mann fand sie sympathisch: Sie stieg in den Kübelwagen. Und bereute es sofort, als sie auf der Rückbank zwischen Eigruber und seinem Adjutanten eingezwängt wurde. Wobei es nicht die körperliche Nähe war, die sie beunruhigte. Vielmehr merkte sie: Vor Menschen, die Macht hatten und damit zu jonglieren wussten, fühlte sie sich anders, minderwertiger, schlechter.

Eigruber gab das Zeichen zum Weiterfahren und registrierte ihr Unwohlsein. Einfühlsam wandte er sich zu ihr: „Das muss sicher eine harte und gefährliche Reise gewesen sein, oder?“

Anna nickte.

„Jetzt aber können Sie sich beruhigt zurücklehnen! In Berlin und in Wien ist's gefährlich, die Russen haben Wien ja schon fast überrannt. Aber ich ... ich bin der Einzige, bei dem noch alles wie am Schnürchen läuft. Bei mir sind Sie sicher, meine Liebe!“

Eigrubers positive Einschätzung konnte Anna kaum darüber hinwegtäuschen, dass seine gute Laune aufgesetzt wirkte. Ihr entging nicht, wie nervös er immer wieder in alle Himmelsrichtungen schaute, als würde aus den Wolken eine böse Überraschung drohen.

Er schien ihre Skepsis zu ahnen und faltete ihr Schreiben von Hummel. „Eins aber müssen Sie sich merken, Frau Ahlrich“, sagte er und gab ihr das Papier zurück, „Sie sind jetzt nicht mehr in

Berlin oder Dresden, sondern im Gau Oberdonau – und da bin ich als Gauleiter für Ihr Beamtengehalt zuständig!“ Seine Finger trommelten auf das Blech des Kübelwagens. „Nicht einmal Hitler redet mir noch drein, wir haben ja kaum noch eine Funkverbindung nach Berlin. Aber auch wenn wir eine hätten ... Ich hab hier alles unter Kontrolle!“

Unvermittelt legte er seine linke Hand auf die Rücksitzlehne hinter Anna. Der Wagen holperte über Schlaglöcher und Wurzeln, die Fahrgäste wurden durchgeschüttelt. Der Militärkonvoi plagte sich die Bergstraße hoch, das defekte Getriebe des Lastwagens krachte, immer wieder drehten die abgefahrenen Reifen im Schneematsch durch, einmal musste sogar ein Lastwagen den anderen anschieben.

Bei einem tiefen Schlagloch landeten Eigrubers Finger wie zufällig auf ihrer Schulter.

„Nur seine privaten Manöver scheint der Herr Gauleiter nicht so ganz unter Kontrolle zu haben“, raunte Anna und setzte sich so aufrecht hin, dass seine Finger nicht mehr ihren Nacken berühren konnten.

Lachend zog Eigruber seine Hand zurück. „Mein Dirndl, du wirst’s auch noch billiger geben, meiner Seel! Aber du g’fällst mir, hast Pfeffer im Blut, das mag ich.“

Schließlich schaute Eigruber besorgt nach hinten zu den Lastern und bemerkte, dass eine der großen Holzkisten mit der Aufschrift *Vorsicht Marmor. Nicht stürzen!* bedrohlich nahe an die Kante der Ladefläche gerutscht war.

Wütend ließ er anhalten. Er sprang auf die Straße und brüllte zu den Soldaten auf der Ladefläche: „Seid ihr blind oder schnarcht ihr? Wenn sich meine Büsten noch einen Zentimeter bewegen, dann ...“

Er brauchte den Satz nicht zu vollenden, schon rückten die Soldaten die Kiste zurück in die Mitte und zurrten sie mit einem zweiten Seil fest.

„Und bringt an den Lasterwagen Schneeketten an“, befahl Eigruber weiter.

„Mit Verlaub, Herr Gauleiter, mussten wir alle an die Ostfront abgeben“, antwortete ein Soldat.

Anna überlegte, ob sie davonlaufen sollte, doch der Gauleiter setzte sich bereits wieder neben sie – und registrierte ihren gierigen Blick auf zwei kleine Äpfel, die auf dem Beifahrersitz lagen.

„Wollen Sie einen?“

Sie nickte und griff zu.

„Gibt mir meine Frau immer mit. *Passamauer*. Tolle Sorte. Steirische Winteräpfel.“ Er lachte. „Nein, ganz falsch. Natürlich sind das Äpfel aus dem *Reichsgau Oberdonau!*“

Lange schon hatte sich Anna nach Äpfeln gesehnt, sie biss hinein, genoss den süßsauren Geschmack – da schreckte ein explosionsartiger Knall alle auf. Sofort griffen die Soldaten zu den Waffen, sahen sich ängstlich um. Doch es war nur ein Reifen des Kübelwagens geplatzt. Eigruber gab den Befehl, den Pneu zu reparieren. Alle mussten den Wagen verlassen.

Während sie den Apfel aß, ließ sie ein helles, klares Gesicht innehalten. Es gehörte einem jungen Soldaten, der auf den Kübelwagen zurannte. Meine Güte, erschrak Anna, er ist ein Kind, vielleicht 16, wenn überhaupt, und so dünn!

Die Blicke der beiden trafen einander.

„Hans, fang!“, rief ein anderer Soldat dem Jungen zu und warf ihm eine schwere Tasche mit Schraubenschlüsseln zu. Beim Auffangen verletzte sich Hans an den Fingern, sagte aber nichts. Während ein Soldat an einem rostigen Wagenheber hantierte, der furchtbar quietschte, kniete sich Hans zum kaputten Reifen und suchte in der Tasche mit dem rostigen Werkzeug nach dem passenden Schlüssel. Der Junge fluchte leise, seine Hand war blutverschmiert, er mühte sich ab, es gab weder gutes Werkzeug noch einen Ersatzreifen. Seit Monaten mussten sie behelfsmäßig flicken, es fehlte an allem. Erst jetzt fiel Anna auf, wie übel die Wagen aussahen: Voller Dellen und Kratzer, die Reifen gänzlich abgefahren, viele Rückspiegel fehlten. Beim ersten Laster hatte das Seitenfenster einen Sprung – der Nachschub klappte nicht mehr. Die Madonna hatte recht gehabt, das Tausendjährige Reich schien am Ende.

Die Wolkendecke hatte sich zugezogen und die Kälte erschwerte dem dünn bekleideten Hans die Arbeit. Aus den Augenwinkeln suchte er Annas Blick, er wirkte hungrig und verzweifelt, war den Tränen nahe. Er fand keinen passenden Schraubenschlüssel, musste mit einer Zange schrauben und rutschte immer wieder ab. Das konnte dauern. Ein älterer Soldat bemerkte es und nahm Hans die Zange aus der Hand. Daraufhin steuerte Hans auf Anna zu, bis ihr klar wurde: Er meinte nicht sie, sondern Eigruber. Aufgeregt stotterte er: „Herr Gauleiter, meine Familie wohnt da drüben auf einem Bauernhof. Ich hab sie seit sechs Monate nicht gesehen. Darf ich sie besuchen, bis die Havarie behoben ist?“

„Was willst?“, fragte Eigruber belustigt und fixierte den Jungen. „Den Bauch willst dir vollschlagen, während deine Kameraden ihr Letztes geben. Spinnst wohl!“

Er klopfte dem Jungen auf die Schulter: „Du bist doch kein Drückeberger, kein Muttersöhnchen, kein Hosenscheißer, oder?“ Er grinste. „Aber vielleicht wohnen da drüben ja gar nicht deine Eltern, sondern deine Freundin? Schäferstündchen gefällig, hm?“

Ein paar Kameraden lachten. Es war Hans peinlich, alles brach über ihm zusammen: Heimweh, Schmerzen, Zorn, Hunger, Verzweiflung. Eine Träne floss über seine Wange.

Anna wollte etwas sagen, dem Jungen helfen, brachte aber kein Wort hervor.

„Feind im Anflug!“, schrie ein Soldat.

Propellerlärm kam näher.

Die Soldaten warfen sich zu Boden, Eigruber zog Anna in den Straßengraben, der Adjutant kauerte sich wenige Meter entfernt hin. Zwei alliierte Flugzeuge donnerten im Tiefflug über die Lastwagen. Maschinengewehrfeuer. Die Flugzeuge waren klein und wendig, flogen schräg zur Bergflanke. Anna verbarg ihren Kopf in den Händen und begann zu zählen: „Eins-zwei-eins-zwei ...“

Mitten im Kugelhagel sprang Hans auf und rannte zum Bauernhof, so schnell er konnte. Noch im Liegen griff Eigruber zur Pistole und schrie: „Stehen bleiben!“

Hans lief weiter.

Die Flugzeuge drehten ab, Eigruber zielte auf den Jungen, der über Gestrüpp sprang und stolperte.

„Bua, bleib stehn!“

Doch Hans richtete sich auf und rannte weiter. Der Gauleiter schoss. Mehrmals. Anna sah, wie der Junge zuckte, schrie, zusammenbrach, es lief ihr kalt über den Rücken. Ohne nachzudenken, rannte sie an Eigruber vorbei auf den Jungen zu. Das Gesicht von Hans war blutverschmiert, die Augen verdreht, der rechte Arm lag unnatürlich abgewinkelt am Boden, er hatte den Mund weit aufgerissen, als wollte er noch etwas sagen.

Der Adjutant machte einen Schritt auf Anna zu, doch Eigruber hielt ihn zurück und deutete auf den Lastwagen mit den acht Holzkisten: „Wir haben jetzt Wichtigeres zu tun!“

Während die Soldaten einen großen Gummifleck auf die geplatzte Stelle klebten und den Reifen aufpumpten, vergewisserte sich Anna, ob der Junge tot war. Sie presste ihre Lippen zusammen, um nicht vor Wut loszuschreien.

„Hätte er sich früher überlegen müssen“, rief Eigruber zu Anna, „kommen Sie lieber, steigen Sie ein!“

Anna schloss dem Jungen die Augen. Hastig zog sie seine blutige HJ-Uniform gerade und verdrehte seine rotschwarze Armbinde mit der Volkssturm-Aufschrift nach innen. Sie sprach ein kurzes Gebet und hielt seine noch warme Hand.

Als der Kübelwagen abfahrbereit war, fuchtelte Eigruber verärgert mit seiner Pistole herum: „Steigen Sie schon ein, wir haben nicht alle Zeit der Welt.“

Langsam erhob sich Anna und starrte auf den Jungen.

„Na, wird's bald“, setzte Eigruber ungeduldig nach, „oder brauchen Sie eine Extraeinladung, Frau Kunstexpertin?“

Sie wollte nur weg. Irgendwohin, wo es keine Gauleiter gab. Ein Knall ließ sie zusammenzucken – die Soldaten fluchten, der abgefahrene Reifen war an einer anderen Stelle neuerlich geplatzt. Eigruber machte einige Schritte auf die Männer zu und Anna, die zum Wagen trottete, hatte den Eindruck, er wirke jetzt nervöser: „Dilettanten! Was seid ihr bloß für Anfänger.“

„tschuldigung, Herr Gauleiter“, antwortete kleinlaut der Adjutant, „der Pneu ist alt, der Gummi ausgeleiert.“

„Der Kleber haftet auch nicht mehr so richtig“, ergänzte ein Soldat.

„Dumme Ausreden“, regte sich Eigruber auf, „strengt euch mehr an. Wahre Stärke zeigt sich erst unter schlechten Bedingungen!“

Die Soldaten begannen, den Reifen ein zweites Mal abzumontieren, dabei schielte der Adjutant mehrmals zu Hans. Der wache Eigruber merkte es, stellte sich demonstrativ hinter die Soldaten und murkte aufgebracht: „Wenn der Laster nicht in zehn Minuten fahrfertig ist, spendier ich die nächste Kugel für die Reifenmonteure!“

Mehrere Soldaten halfen zusammen, es wurde kreuz und quer gebrüllt, jemand rief nach Eigruber – dringender Funkspruch. Der Gauleiter wandte sich zum Funker.

Jetzt oder nie, schoss es Anna durch den Kopf. Erst langsam und vorsichtig, dann immer schneller schlich sie um den Wagen herum, holte ihren Rucksack und marschierte in den Wald.

Als Eigruber ihr Verschwinden bemerkte, hielt er noch immer die Pistole in der Hand. Sofort riss er die Waffe hoch, zielte auf den immer kleiner werdenden Punkt im Wald. Lange und konzentriert. Dann hielt er plötzlich grinsend inne: „Mädel, dich krieg ich auch noch, du kommst nicht weit!“